

Übersetzung antiker Literatur



Transformationen der Antike

Herausgegeben von

Hartmut Böhme, Horst Bredekamp, Johannes Helmrath,
Christoph Markschies, Ernst Osterkamp, Dominik Perler,
Ulrich Schmitzer

Wissenschaftlicher Beirat:

Frank Fehrenbach, Niklaus Largier, Martin Mulsow,
Wolfgang Proß, Ernst A. Schmidt, Jürgen Paul Schwindt

Band 7

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Übersetzung antiker Literatur

Funktionen und Konzeptionen
im 19. und 20. Jahrhundert

Herausgegeben von
Martin Harbsmeier, Josefine Kitzbichler
Katja Lubitz, Nina Mindt

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Dieser Band ist aus einer Tagung des Berliner Sonderforschungsbereichs 644
„Transformationen der Antike“ hervorgegangen und wurde mit
finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erstellt.

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm
über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-020622-7

ISSN 1864-5208

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2008 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außer-
halb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Martin Zech, Bremen

Logo „Transformationen der Antike“: Karsten Asshauer – SEQUENZ

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH und Co. KG, Göttingen

Vorwort

Dem Teilprojekt „Übersetzung der Antike“ im Rahmen des Sonderforschungsbereichs „Transformationen der Antike“, aus dessen Arbeit der vorliegende Band entstanden ist, liegt die Beobachtung zugrunde, dass heute die Vermittlung und Aneignung antiker Kultur, soweit sie über die Texte erfolgt, die die Antike hinterlassen hat, immer weniger auf dem Wege direkten Zuganges, durch Lektüre in der Originalsprache, geschieht. Inzwischen ist die Übersetzung dabei, auch in nicht unbeträchtlichen Teilbereichen von Wissenschaft und Lehre an die Stelle des Originals zu treten und ihrerseits als zu interpretierender Text oder als auszuwertende Quelle zu fungieren. Dies zu bedauern führt nicht weiter. Vielmehr erscheint es angebracht, die Übersetzung antiker Texte selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu machen. Dabei ist zunächst nach theoretischen Reflexionen zu fragen, die die gegenwärtige Praxis leiten. Man muss heute daran erinnern, dass die Konzeption eines vom Original so viel wie möglich bewahrenden Übersetzens einst gerade in Deutschland entwickelt, erprobt und auch theoretisch ausgearbeitet wurde: Die Eckpunkte bilden einerseits Friedrich Schlegels Akademierede von 1813 und Wilhelm von Humboldts Einleitung in seine Übersetzung des Aischyleischen *Agamemnon* von 1816, andererseits die Arbeiten von Wolfgang Schadewaldt besonders aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Diese Tradition übersetzungstheoretischer Reflexion ist inzwischen nahezu abgerissen.

Was übersetzerische Praxis betrifft, so ist – in Deutschland (im Unterschied zu anderen Ländern) – auf Seiten der Wissenschaft die Auffassung noch immer wirksam, Übersetzungen seien eine Nebensache, mit der man sich nicht abgeben müsse; sie fielen nicht ins Gewicht, wenn wissenschaftliche Leistung gewogen werde. Doch lässt sich ein solcher Standpunkt heute, wenn er überhaupt je vertretbar war, legitimerweise nicht mehr aufrechterhalten. Übersetzungen – und ebenso die Reflexion über sie – müssen im Gegenteil als wesentliche Aufgabe der Philologie ernst genommen werden, mit dem Ziel, die Praxis künftigen Übersetzens entsprechend den Veränderungen des Bildungswesens und der medialen Ressourcen zu verbessern und den Erfordernissen unterschiedlicher Nutzer gezielt anzupassen. Gefordert ist eine neue, theoretisch fundierte Übersetzungskultur, die sich mit der neuen Herausforderung produktiv auseinandersetzt.

Hierzu wollen wir mit unserem (im Ganzen längerfristig angelegten) Projekt einen Beitrag leisten. Den Anfang bildet ein Vorhaben, zu dem uns die Diagnose geführt hat, dass die Klassische Philologie, obwohl sie auf eine lange Tradition zurückblickt und sich in Praxis und Unterricht hauptsächlich mit dem Übersetzen beschäftigt, nicht nur keine systematische Theorie des Übersetzens ausgearbeitet, son-

dem sich nicht einmal ein lebendiges Bewusstsein der in ihrem Umfeld in den letzten 200 Jahren hervorgebrachten und angewandten Übersetzungskonzepte bewahrt hat. Dem wollen wir mit einer Darstellung dieser Entwicklung entgegenwirken. Als Beginn des Untersuchungszeitraumes haben wir die Zeit gewählt, in der die Klassische Philologie in Deutschland zu einer eigenständigen akademischen Disziplin wird. In jene Periode der deutschen Literatur, in der Herder den individuellen Charakter einzelner Nationalsprachen entdeckt, Wieland Shakespeare und antike Autoren zu übersetzen beginnt und Voß auf der Grundlage der Zeitmessung der deutschen Sprache seine Homer-Übersetzungen erarbeitet, fällt auch das wissenschaftsgeschichtliche Epochenjahr 1787, in dem es zur Etablierung des ersten philologischen Universitätsinstituts in Halle durch Friedrich August Wolf kommt. Wolf gehört dann zu den ersten Professoren der 1810 unter entscheidender Mitwirkung Wilhelm von Humboldts gegründeten Berliner Universität, an der auch Schleiermacher wirkt.

Der Aufarbeitung der hier beginnenden Entwicklungsgeschichte diene auch die Tagung, die im vorliegenden Band dokumentiert wird. Künftige Untersuchungen im Rahmen des Teilprojekts sollen der Übersetzungspraxis vom 19. Jahrhundert bis heute und möglichen Konsequenzen für die Übersetzungspraxis der Zukunft gewidmet sein.

Wolfgang Rösler
Ulrich Schmitzer

Inhalt

Einleitung	1
<i>Friedmar Apel</i>	
Virtuose in der historischen Form. Philologie und Übersetzung bei Friedrich Schlegel	17
<i>Jörg Jantzen</i>	
„... daß ich nämlich sterben will, wenn der Platon vollendet ist“. Schleiermachers Platon-Übersetzung im Kontext von Philologie und Philosophie	29
<i>Roman Dilcher</i>	
„Im Anfang war das Wort“ Ein Übersetzungsproblem und seine hermeneutischen Grundlagen	49
<i>Josefine Kitzbichler</i>	
Für wen übersetzen? Beobachtungen in Übersetzungsvorreden	61
<i>Manuel Baumbach</i>	
Annäherungen an Wielands Lukian: Zum wirkungs- und rezeptionsästhetischen Umgang mit Übersetzungen aus der Weimarer Klassik	81
<i>Norbert Bachleitner</i>	
Der Übersetzungsbetrieb des 18. und 19. Jahrhunderts aus soziologischer Sicht	103
<i>Katja Lubitz</i>	
Historismus und Epigonalität Das Übersetzungskonzept Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs	119
<i>Gesa Horstmann</i>	
Shakespeare als deutscher Klassiker – die deutschen Übersetzungen von Shakespeares Sonetten zwischen institutioneller Monumentalisierung, nationaler Identitätsfindung und privatem Lesevergnügen	135

Ernst A. Schmidt

„In heiligen Tüchern“ – Rudolf Borchardt als Übersetzer antiker Texte
und sein Programm ‚schöpferischer Restauration‘ am Beispiel der
Altionischen Götterlieder (1924) 155

Nina Mindt

Geschmack, Einfühlung, Inspiration
Nicht-objektivierbare Größen in Übersetzungsreflexionen 171

Thomas Poiss

Hölderlins Pindar-Übersetzung. Voraussetzungen und Konsequenzen 189

Verzeichnis der Autoren 207

Personenregister 209

Sachregister 213

Einleitung

Übersetzen ist ein vielschichtiger Prozess, der sowohl Sprache und Kultur des Übersetzenden als auch die Wahrnehmung von Sprache und Kultur des Übersetzten zwangsläufig transformiert. Die Diskussion darüber, inwieweit literarische Texte im Hinblick auf ihre individuelle Form und ihren kulturell fremden Gehalt in angemessener Weise übersetzt werden können und worin eine solche Angemessenheit überhaupt bestehen kann und soll, erhielt in Deutschland um 1800 eine neue Qualität. Neben Übertragungen der Bibel und der Shakespeare-Dramen beförderte vor allem die Beschäftigung mit den Werken antiker Autoren eine intensive theoretische Auseinandersetzung mit der Übersetzungsproblematik.

Viele der bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts behandelten Fragestellungen wurden in der Folgezeit mehrfach wieder aufgegriffen, oft genug allerdings in nur partieller oder oberflächlicher Kenntnis jener theoretischen Ansätze. Diese unterlagen also ihrerseits einer selektiven Aneignung und gedanklichen Transformation bis hin zur Gegenwart. Eine Untersuchung der in der Klassischen Philologie und ihrem Umfeld entwickelten Übersetzungstheorien macht es daher erforderlich, nach übergreifenden Konzeptionen und Funktionen des Übersetzens zu fragen, um in systematischem Zugriff verschiedene Theoreme miteinander in Beziehung setzen zu können.

Im Folgenden sollen exemplarisch vier funktionale Aspekte des Übersetzens vorgestellt und unter ausgewählten historischen und vergleichenden Gesichtspunkten auf ihre Eignung als übergreifende Untersuchungskriterien überprüft werden:

- (1) Übersetzen als hermeneutisches Problem,
- (2) Übersetzen als Vermittlung,
- (3) Übersetzen als Suche nach der äquivalenten Form,
- (4) Übersetzen als schöpferischer Prozess.

Gegenüber der vorherrschenden dualen Betrachtungsweise, die sich an polaren Begriffen wie „frei–treu“, „verfremdend–einbürgernd“ u. ä. orientiert, hat dieser Zugriff den Vorteil, dass verschiedene Konzeptionen und Funktionen des Übersetzens einander nicht von vornherein ausschließen, sondern in unterschiedlichen Gewichtungen auch zusammen auftreten können und so eine differenziertere Bestimmung des komplexen Vorgangs des Übersetzens ermöglichen.

Übersetzen als hermeneutisches Problem

Im Zuge der heute verbreiteten Skepsis gegenüber der Möglichkeit verbindlicher Interpretation scheint die Dimension des Verstehens auch in der Übersetzungsdiskussion im Hintergrund zu stehen. Dennoch behält die Erkenntnis, dass Übersetzung ohne Interpretation nicht möglich ist, nach wie vor ihre Gültigkeit, so dass die Frage nach dem Verhältnis zwischen Übersetzen und Verstehen keineswegs obsolet geworden ist.

Auf der einen Seite kann man das Übersetzen im weiteren Sinne als einen *Akt* des Verstehens beschreiben. Man eignet sich einen unbekanntem Sachverhalt an, indem man diesen von einer fremden in die eigene, innere Welt gleichsam übersetzt. So kann es, wie der Übersetzer und Hermeneutiker Friedrich Schleiermacher in seiner aus dem Jahre 1813 stammenden Rede „Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens“ schreibt, bisweilen geradezu notwendig sein, „unsere eigenen Reden nach einiger Zeit zu übersetzen, wenn wir sie uns recht wieder aneignen wollen.“¹ Das Übersetzen kann aber auch im engeren Sinne die Weitergabe von Verstehen oder Verstandenem bezeichnen, und setzt hierbei das Verstehen von Seiten des Übersetzers bereits voraus. In beiden Fällen wird, wenn auch in unterschiedlicher Weise, die enge Verbindung von Verstehen und Übersetzen deutlich, so dass es sinnvoll erscheint, historisch und systematisch zu fragen, welche Einsichten in die Kunst des Verstehens aus der Reflexion über das Übersetzen gewonnen werden können und welche Erkenntnisse über das Übersetzen sich aus der Reflexion über die Kunst des Verstehens entwickeln lassen.

So hängt beispielsweise die bereits von Goethe formulierte, aber erst durch Schleiermacher berühmt gewordene Wahl des Übersetzers, entweder den Leser zum Autor oder den Autor zum Leser zu bringen,² nicht zuletzt davon ab, was es für den Übersetzer heißt, einen Text zu verstehen. In ähnlicher Weise führt auch der hermeneutische Grundsatz, man könne das Einzelne nur aus dem Ganzen verstehen und umgekehrt, zu der übersetzungstheoretischen Forderung, man müsse im Grunde genommen fremde Literaturen in ihrer Gesamtheit übersetzen oder „verpflanzen“, wie sich Schleiermacher ausdrückt.³ Dies weist zugleich darauf hin, wie wichtig das Verhältnis von Verstehen (und damit von Übersetzen) und Sprache ist.

Am Beginn seiner kleinen Schrift *Peri Hermeneias*, entwirft Aristoteles ein semantisches Modell, nach dem stimmliche Äußerungen durch Konvention ‚Eindrücke in die Seele‘ (*παθήματα*) bezeichnen, die wiederum in einer Ähnlichkeitsbeziehung zu den Dingen in der Welt stehen.⁴ Nach diesem Modell hinterlässt beispielsweise ein Olivenbaum einen bestimmten Eindruck gleichsam auf der inneren Wachstafel der Seele, und dieser Eindruck kann danach wiederum je nach Konvention sprachlich als

1 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 67.

2 Goethe, *Zu brüderlichem Andenken Wielands* (1813), 955. Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 74.

3 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 83.

4 Aristoteles, *int.*, 16a1–9.

ἐλαία von einem Griechen oder eben als ‚Olivenbaum‘ von einem Deutschen veräußerlicht werden. Wenn die Bezüge zwischen den Dingen, den inneren Eindrücken oder Gedanken und den sprachlichen Veräußerlichungen immer *eindeutig* wären, gäbe es, wie das Adjektiv bereits sagt, keinen Deutungs- oder Auslegungsbedarf, die Wörter wären mit einer Formulierung Schleiermachers „gleichsam geeicht“⁵, und wir wären praktisch im Stande, die Gedanken eines jeden Autors zu *lesen*. In einer solchen Situation würde sich das Übersetzen auf das mechanische Austauschen der mit einer bestimmten Sache jeweils geeichten Begriffe beschränken, so dass hier nicht eigentlich von einer *Kunst* des Übersetzens die Rede sein könnte. Dass eine solche Situation in der Regel allerdings nicht vorkommt, vor allem dann nicht, wenn es sich um Literatur oder Philosophie handelt, zeigt sich bereits darin, dass die Rezeptionsgeschichte der eben paraphrasierten Aristoteles-Stelle vor allem eine *Interpretations*-Geschichte ist, bei der die Interpreten schon seit der Antike herauszufinden suchen, was Aristoteles tatsächlich *gemeint* hat, wenn er von ‚Eindrücken in die Seele‘ spricht. Der Akt des Verstehens wird somit, wie es Schleiermacher in einer seiner Hermeneutik-Vorlesungen ausdrückt, eine „Umkehrung des Aktes des Redens [...]“, bei dem der Interpret rekonstruieren muss, „welches Denken der Rede zum Grunde gelegen“ hat.⁶

Wie ist also nach der schleiermacherschen Hermeneutik das Verhältnis zwischen Denken und Sprache zu verstehen? Auf der einen Seite wird unser Denken grundsätzlich durch unsere Sprache konstituiert. Der Redner oder Autor ist lediglich, wie Schleiermacher in einer anderen Vorlesung sagt, „Organ der Sprache“ und die Sprache das „eigentlich Genetische“ der Rede. Andererseits ist der subjektive Autor den objektiven Vorgaben seiner Sprache dennoch nicht ganz ausgeliefert, sondern kann sie auch schöpferisch bezwingen, so dass *er*, nicht die Sprache, so Schleiermacher weiter, zum „Realgrund der Rede“ wird.⁷ In dieser Auffassung eines wechselseitig-dynamischen Verhältnisses zwischen Denken und Sprache liegt einerseits die Grundlage für die Kunst des Verstehens: Die Gebundenheit an die Sprache ermöglicht es überhaupt, die Gedanken eines Autors aus dessen Text zu rekonstruieren. Die wechselnde Hierarchie von Objektivem und Subjektivem in Sprache und Denken weist aber andererseits auch darauf hin, dass eine rein logisch-analytische Interpretation einen Text alleine nicht erschließen kann. Festzustellen, was *dasteht*, so eine moderne Formulierung desselben Problems durch den Theologen Karl Barth, heißt noch nicht, dass man das, was *dasteht*, *versteht*.⁸ Um, wie Schleiermacher sagt, nicht nur den sachlichen Inhalt eines Textes zu verstehen, sondern auch das Individuelle oder das Eigentümliche an ihm, bedarf es neben der logisch-analytischen In-

5 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 70.

6 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (1838), 76.

7 Schleiermacher, *Allgemeine Hermeneutik* (1809/10), 1273. Der gleiche Gedanke kehrt in übersetzungstheoretischem Zusammenhang wieder in *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 71: „Jeder Mensch ist auf der einen Seite in der Gewalt der Sprache. [...] Auf der anderen Seite aber bildet auch jeder freidenkende, geistig selbstthätige Mensch auch seinerseits die Sprache.“

8 Barth (1989), XVI–XVII.

terpretation ebenfalls der so genannten ‚technischen‘ oder ‚divinatorischen‘ Interpretation, bei der Herangehensweisen wie Intuition oder Gefühl ins Spiel kommen. „Wer nicht“, heißt es in der allgemeinen Einleitung der schleiermacherschen Platon-Übersetzung, „von dem dürftigen Zustande der Sprache in philosophischer Hinsicht soviel Kenntnis hat, dass er fühlt, wo und wie Platon durch sie beschränkt wird, und wo er sie selbst mühsam weiter bildet, der wird ihn [...] notwendig missverstehen.“⁹ Wirkliches Verstehen kommt demnach zustande, indem beide Verfahren sozusagen mit und gegen die Sprache einander in ständigem Austausch ergänzen.¹⁰

Vor diesem hermeneutischen Hintergrund wird ferner deutlich, weshalb die Vorstellung, man könne den Autor zum Leser transportieren und Platon so wiedergeben, wie er heute auf Deutsch geschrieben hätte, naiv ist. Man kann, wie Schleiermacher sagt, die Sprache nicht einfach wie ein Gespann vom Denken abtrennen und ein anderes anlegen.¹¹ Doch gerade aus diesem Zusammenhang zwischen Sprache und Verstehen ergibt sich auch, dass der Leser einer Übersetzung zwangsläufig diesen Text interpretieren wird, und damit werden zugleich die Schwierigkeiten deutlich, die dann entstehen, wenn der Übersetzer seinem Leser das gleiche Verständnis ermöglichen möchte, das er aus dem Originaltext bzw. aus der Originalsprache gewonnen hat. Denn ein Verständnis des Originaltextes, das sich einem Leser unmittelbar aus der Originalsprache erschließt, ohne dass er in irgend einer Weise von seiner Muttersprache Gebrauch machen und das Original in seine eigene Welt übersetzen muss, kann prinzipiell nur aus der Lektüre in der Originalsprache zustandekommen und entzieht sich deshalb der Übersetzung. Ein Verständnis hingegen, das bereits in erster Instanz, also beim Übersetzer selbst, ein Übersetzen in die eigene Sprache impliziert, kann im Prinzip auch für den Leser der Übersetzung in gewisser Weise zugänglich gemacht werden, indem der Übersetzer den Leser die spezifische sprachliche Fremdheit des Originals in der Übersetzung in geeigneter Weise erkennen lässt und ihm somit eine Teilnahme an dem hermeneutischen Prozess des Übersetzens ermöglicht.¹² Dass dies in der Praxis jedoch nicht ganz einfach sein dürfte, liegt auf der Hand. Nicht ohne Grund spricht Schleiermacher von der „schwere[n] Kunst“, in der Übersetzung die Kenntnis der fremden Welt des Originals zu „suppliren“ und überall dessen sprachliche Eigentümlichkeiten „durchleuchten“ zu lassen.¹³

Wie schon angedeutet, werden solche Zusammenhänge zwischen Verstehen und Übersetzen in der deutschen Frühromantik besonders intensiv reflektiert und zwar häufig in Verbindung mit der Arbeit an antiken Texten. Das gilt nicht zuletzt für Friedrich Schleiermacher, der als Platonübersetzer, Hermeneutiker und Überset-

9 Schleiermacher, *Vorerinnerung* (1804), 28 [Hervorh. d. Verf.].

10 In *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 72 formuliert es Schleiermacher so: „[...] jegliche Rede dieser Art [sc. Reden, in denen die Selbstständigkeit des Sprechers zum tragen kommt] ist nur verstanden in höherem Sinne des Wortes, wenn diese beiden Beziehungen derselben zusammen und in ihrem wahren Verhältniß gegen einander aufgefaßt sind, so daß man weiß, welche von beiden im Ganzen oder in einzelnen Teilen vorherrscht.“

11 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 85.

12 Vgl. hierzu Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 76–78.

13 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 90.

zungstheoretiker den skizzierten Problemkomplex gewissermaßen in seiner Person repräsentiert. Der Philosoph Platon andererseits verkörperte für die Frühromatiker durch die literarische oder dichterische Qualität seiner Dialoge die ersehnte Fusion zwischen Dichter und Denker und war somit, wie Kurt Nowak in seiner Schleiermacher-Biographie schreibt, für das frühromantische Programm einer Versöhnung zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Subjektivität und Objektivität geradezu ein Glücksfund.¹⁴

Friedmar Apel zeigt, wie im Zusammenhang der Neubestimmung der Aufgabe des Philologen bei Friedrich Schlegel auch der Übersetzungsbegriff eine radikale historische Neuinterpretation erfuhr. Den philologischen und philosophischen Kontext des zunächst von Schleiermacher und Friedrich Schlegel gemeinsam, bald aber von Schleiermacher allein unternommenen Projektes, den ganzen Platon zu übersetzen, untersucht *Jörg Jantzen* in seinem Beitrag. Ein weiteres Studierzimmer dieser Zeit, in dem ebenfalls übersetzt wird, nämlich dasjenige von Goethes *Faust*, bildet den Bezugspunkt der Untersuchung von *Roman Dilcher*. Ausgehend von Fausts Bemühungen um die Übersetzung der ersten Worte des Johannes-Evangeliums („Im Anfang war das Wort“) geht Dilcher dem Problem der Übersetzung und dessen philosophischen Grundlagen nach.

Übersetzen als Vermittlung

Eine Übersetzung stellt, spätestens sobald sie einem Publikum vorgelegt wird, eine Vermittlung zwischen dem Text des Originals und dem Leser der Übersetzung dar. Denn der Übersetzer „vermittelt“ zwischen den Polen des Originalautors und des Rezipienten, weil er zwischen zwei Sprachen steht. So erklärt bereits Isidor von Sevilla die Etymologie des lateinischen Wortes *interpres* für „Übersetzer“ folgendermaßen: *Interpres, quod inter partes medius sit duarum linguarum dum transfert*.¹⁵ In dieser lateinischen Volksetymologie wird *interpres* auf *inter partes* zurückgeführt. In diesem Zusammenhang ist das Wort *medius* (in der Mitte) wichtig. Denn jedes Übersetzen kann im weiteren Sinn als Vermitteln, als Mediation verstanden werden.

In dieser Dreierkonstellation von Original(autor), Übersetzer und Rezipient wird der Entschlüsselungsprozess, den der Übersetzer am fremdsprachigen Text vollzieht, auf unterschiedliche Weise aufbereitet, indem der Übersetzer entweder sichtbar wird oder unsichtbar bleibt.¹⁶

14 Vgl. Nowak (2002), 132.

15 Isidor, *et.*, 19, 123. „Übersetzer, weil er in der Mitte zwischen den Bereichen zweier Sprachen ist, wenn er über-setzt.“

16 Diese Metaphorik lehnt sich an das in der Übersetzungsforschung aufgekommene Bild des sichtbaren bzw. unsichtbaren Übersetzers an. Bereits J. Levý (1967) hatte den Dual frei vs. wörtlich und andere derartige Dichotomien durch die Bezeichnung „illusionistisch“ vs. „anti-illusionistisch“ ersetzt, je nachdem, ob der Rezipient bemerkt, dass es sich um eine Übersetzung handelt oder ob die Illusion vermittelt wird, er habe einen muttersprachlichen Text vor sich.

Dem hermeneutischen Übersetzungskonzept, das im deutschsprachigen Raum seit Schleiermacher in Darstellungen von Übersetzungstheorie dominant ist,¹⁷ soll hier ein theoretisch zwar weniger beachtetes, praktisch aber jederzeit ebenso wirksames Modell zur Seite gestellt werden: das auf Wirkungsäquivalenz ausgerichtete, am Leser orientierte Übersetzen und die dazu entwickelten übersetzerischen Strategien. Dies kann als Vermittlung im unmittelbaren Sinn bezeichnet werden. Wenn Schleiermacher fordert, die – mühselige – Übersetzungsarbeit in der Übersetzung mit abzubilden,¹⁸ so tritt die Vermittlungsfunktion im Sinne einer aufbereitenden, erleichternden Unterweisung zurück, während eine Übersetzung mit dezidiertem Vermittlungsabsicht stets danach strebt, übersetzerische Spuren, die auf die Fremdsprachigkeit des Textes verweisen, nach Möglichkeit zu tilgen.

Zentrale Intention einer solchen Übersetzungskonzeption ist also die Unterrichtung des Lesers, der mit einem ihm sonst verschlossen bleibenden fremdsprachigen Text bekannt gemacht werden soll. Für die Praxis des Übersetzens ist dies insofern relevant, als der Übersetzer sich stark an Kenntnisstand und Erwartungshaltung des Publikums orientieren und zwischen der Fremdheit des Ausgangstextes und den Gegebenheiten der Zielkultur vermitteln muss. So können Vorstellungen vom Leser zu dominanten Einflussgrößen von Übersetzungsentscheidungen werden. Unter dieser Schwerpunktsetzung ist im Rahmen von historischen Studien die entscheidende Frage, für wen die Übersetzung vermittelnde Funktion ausüben sollte.

Eine sozialgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft hat die literarische Vermittlung zum Gegenstand ihres Interesses gemacht, indem sie die entsprechenden Instanzen und Institutionen, wie Verlage, Buchmarkt, Literaturkritik, Kanonbildung etc. thematisierte. Auch die Vermittlung fremdsprachiger Literatur gehört in diesen Kontext. Übersetzungen fremdsprachiger Werke werden aus dieser Perspektive zu Indikatoren, an denen sich Rezeptionsgeschichte ablesen lässt. Der Leser als Teil der Übersetzungsgeschichte wurde in der deutschsprachigen Übersetzungsforschung besonders vom Göttinger Sonderforschungsbereich 309 „Die literarische Übersetzung in Deutschland“ ins Zentrum gerückt. Übersetzungen sind als Teil des Literatursystems Instanzen literarischen Transfers. An die Fragen der literarischen Vermittlung konnte die Übersetzungsforschung anknüpfen, indem sie die „äußere Übersetzungsgeschichte“¹⁹ untersuchte: Was ist übersetzt worden, was nicht? Wie oft wurde das gleiche Werk übertragen und wo wurde es veröffentlicht? Wie wurde ein bestimmter Text übertragen und welche Hintergründe lassen sich dazu herausfinden etc.? Als ein zu berücksichtigendes Normenfeld, d. h. als Wirkungsbereich derjenigen Faktoren, die eine Übersetzung beeinflussen können, wird zu Recht die jeweilige gesamte „Übersetzungskultur“ benannt.²⁰

17 S. o. Abschnitt „Übersetzen als hermeneutisches Problem“.

18 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 78. Dort fordert er, die Übersetzung müsse so wirken, als ob der Leser als „Kenner und Liebhaber“ der Originalsprache selbst übersetze.

19 Frank/Kittel (2004), 16.

20 Frank/Kittel (2004), 46.

Die Analyse des Übersetzens als Vermittlung ist nicht nur für historisch-deskriptive Darstellungen von Übersetzungspraxis, sondern auch von Konzeptionen des Übersetzens ergiebig. Übersetzungsstrategien, die vorwiegend an Produktion und Absatz orientiert sind, den Rezipienten ansprechen und ihm entgegen kommen wollen, sind häufig mit „aktualisierendem Übersetzungsinteresse“²¹ verbunden und führen in der Regel zu freieren Übertragungen, die sich an Forderungen der Wirkungsäquivalenz entsprechen. In diesem Zusammenhang sind die jeweiligen Vorstellungen, die Übersetzer im Hinblick auf ihre (potentiellen) Rezipienten entwickeln, nicht unwichtig. Denn Leserkonzepte als Bedingungen der literarischen Übersetzung müssen ebenso wie sprach- und bildungsgeschichtliche Entwicklungen als Kodeterminanten berücksichtigt werden. Eben diese Leserkonzepte in den Blick zu nehmen, sie weiter auszudifferenzieren und nach ihren Auswirkungen für das Übersetzen zu fragen, verdient weiteres übersetzungstheoretisches Interesse.

In Übersetzungsvorreden kann der Zusammenhang zwischen Übersetzung und Zielpublikum bisweilen offenkundig werden, wenn der Übersetzer sich über den von ihm anvisierte Leserkreis äußert. Allerdings ergibt sich gerade bei den Übersetzern, die im engeren Sinne vermitteln wollen, eine Schwierigkeit: Nicht immer werden entsprechende Vorüberlegungen ausformuliert, sondern müssen häufig erst als implizite Übersetzungstheorie aus den Übertragungen selbst herausdestilliert werden. Aber auch dort, wo sich Reflexionen finden, trifft man auf ein Bemühen, beiden Sprachen gerecht zu werden, das sich übersetzungstheoretisch kaum systematisch darstellen lässt.

Neben den Fragen, für wen und auf welche Weise fremdsprachige Literatur, in diesem Fall griechische und lateinische, übersetzerisch aufgeschlossen wird, ist auch relevant, welche Antikekenntnis und Antikeauffassung durch Übersetzungen konkret vermittelt werden.

Josefine Kitsbühler betrachtet den Zusammenhang zwischen Übersetzungsstrategie und Zielpublikum, indem sie den Fokus auf Übersetzungsvorreden richtet, aus denen sich die Einflussgröße des intendierten Publikums ablesen lässt. Die Lukian-Übersetzung Christoph Martin Wielands wird immer wieder als exemplarischer Fall des vermittelnden Übersetzungskonzepts betrachtet. Eben diese Übersetzung siedelt *Manuel Baumbach* zwischen Ziel- und Ursprungssprache an und zeigt auf, in welchem Maße Wieland durch seine Übersetzungen auch zum Vermittler seiner eigenen Antikekenntnis und -auffassung wird. *Norbert Bachleitner* untersucht den deutschen Übersetzungsbetrieb aus soziologischer Sicht, stellt ausgehend von der Feldtheorie grundsätzliche Fragen und steckt dadurch den größeren Rahmen ab, wobei das 19. Jahrhundert im Mittelpunkt steht.

21 Poltermann (1987), 32.

Übersetzen als Suche nach der äquivalenten Form

Ein Auszug aus der im Jahr 1811 in Berlin erschienenen Herodot-Übersetzung Friedrich Langes kann die Problematik der Formäquivalenz veranschaulichen:

Wie die Geschichtkundigen unter den Persen erzählen, so sind die Föniker Schuld an dem Streit. Denn sie wären gekommen von dem Meer, so das rothe heißet, an unser Meer und hätten sich niedergelassen in dem Land, da sie noch jetzo innen wohnen, und sich alsbald auf weite Seefahrten geleet. Sie verfuhrten Aegyptische und Assyrische Waaren und kamen in alle Länder, unter andern auch nach Argos. Argos aber war groß zu der Zeit vor allen in dem Land, das jetzo Hellas heisset. Nach diesem Argos kamen die Föniker und stellten ihre Waaren aus. Und am fünften oder sechsten Tage ihrer Ankunft, da sie beinahe alles verkauft hatten, kam an das Meer mit vielen andern Frauen auch des Königs Tochter; deren Namen war Jo, die Tochter Inachos, wie auch die Hellenen sagen. Die standen an des Schiffes Spiegel und kauften von den Waaren, danach ihr Herz gelüstete, und die Föniker vermahneten sich unter einander und fielen über sie her.²²

Bei den „Geschichtkundigen“ und den „Persen“ handelt es sich nicht um Druckfehler, sondern um historisierende Wortformen innerhalb einer Übersetzungssprache, die sich an der Sprache der Lutherbibel anlehnt. Der Erfolg, den Lange mit dieser Strategie hatte, wird durch mehrere Neuauflagen und Nachdrucke seiner Übersetzung belegt.²³ Ein Rezensent nahm Langes Übersetzung zum Anlass, in der Zeitschrift *Die Musen* einen Beitrag *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa* einzurücken. Er schrieb:

Es war ein glücklicher Gedanke, daß ihm [*scil.* Lange] Luthers einfältige und kraftvolle Sprache der Darstellungsweise des Urvaters und Fürsten der Geschichte *)²⁴ analog und zur Uebertragung desselben ganz geeignet schien, zumal, da auch jener ehrwürdige Urheber der Weltgeschichte unter allen seines Gleichen dem alttestamentarischen Zeitalter, das Luther durch seine Dollmetschung gefeiert, am nächsten lebte, und aus seinen kindlichen Erzählungen überall Spuren ähnlicher patriarchalischer Denkweise und Sitte hervorleuchten.²⁵

Diese Analogisierung von Herodot und Luther, mit der der Rezensent Langes Rückgriff auf alte Sprachformen begründet, erscheint vielleicht konstruiert. Sie verweist aber auf ein Kernproblem literarischer Übersetzung und moderner Übersetzungstheorie: auf die Frage nach der Übersetzbarkeit der Form-Inhalt-Relation.

22 Lange, *Die Geschichten des Herodotos* (1811), 3. – Die Hinweise zur Person des Übersetzers sind spärlich. Hermann Strasburger (1961), 203, weiß, dass Lange als „Königl. preußischer Consistorialrat und Schulrat in Koblenz wirkte“. Dass es sich dabei um Friedrich Heinrich Wilhelm Lange (1779–1854) handelt, der zwischen 1833 und 1850 Provinzialschulrat in Berlin war, ist wahrscheinlich, aber schwer nachzuweisen.

23 Eine zweite, verbesserte Auflage erschien 1824 in Breslau. Reclams Universallibothek übernahm die Übersetzung 1885 in einer von Otto Güthling besorgten Ausgabe. Eine Auswahl unter dem Titel *Geschichten aus dem Herodot. Ein Lesebuch* wurde 1878 bereits in 4. Auflage gedruckt.

24 Pudor verweist hier in einer Fußnote auf Cicero, *leg.* 1,1 und *de orat.* 2,13.

25 Pudor, *Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa* (1814), 116.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert hatte die „Erfindung des Originals“²⁶ zu einer übersetzungsgeschichtlichen Zäsur geführt. Die Inkommensurabilität der Sprachen und die Verschiedenheit der einzelnen literarischen Formensysteme traten ins Bewusstsein. Damit erhielt das Formproblem neue Virulenz. Denn erst dann, wenn sprachliche Form nicht mehr als äußerliches, vom Inhalt ablösbares *decorum* betrachtet wird, wenn an die Stelle der rhetorischen Sprachauffassung die Erkenntnis tritt, dass – in der Formulierung Friedrich Schleiermachers – „wesentlich und innerlich Gedanke und Ausdruck ganz dasselbe sind“²⁷, wird die Ersetzung der Ausgangssprachlichen Form durch eine Zielsprachliche Form überhaupt problematisch.

Archaisierende und historisierende Übersetzungssprachen waren *eine* mögliche Antwort auf diese Erfahrung; die Herodot-Übersetzung Friedrich Langes ist eines der frühesten Beispiele dafür. Lange zielte dabei offenbar auf das, was heute als „Wirkungsäquivalenz“ bezeichnet wird: aufgrund einer (konstruierten) historischen Affinität und einer angenommenen Wesensverwandtschaft wirke das Deutsch der Luther-Bibel auf die Leser der Übersetzung ähnlich, wie die Sprache Herodots auf seine griechischen Leser gewirkt habe. Allerdings kann man fragen, wie ein deutscher Leser des frühen 19. Jahrhunderts die Wirkung Herodots auf einen griechischen Leser des fünften vorchristlichen Jahrhunderts überhaupt nachvollziehen konnte. Tatsächlich beschäftigte sich die Übersetzungsdiskussion nach 1800 intensiv mit der Frage, wie – die Einheit von Gedanken und Ausdruck vorausgesetzt – äquivalente Wirkung überhaupt möglich sein kann.²⁸

Bekannter als Langes deutscher Herodot sind heute die Übersetzungen griechischer Tragödien, die Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff ein knappes Jahrhundert später veröffentlichte. Sie sind durch einen epigonal-historisierenden Formeneklektizismus gekennzeichnet, den Wilamowitz gerade durch die *Ablösbarkeit* des Inhalts von der Form begründete: „Das Kleid muß neu werden, sein Inhalt bleiben.“²⁹ Mit einem Konglomerat aus wilhelminischem Bildungsideom und Versatzstücken deutscher Klassiker glaubte Wilamowitz, in diesem Sinn Wirkungsäquivalenz erreichen zu können. Bei Lesern und auf dem Theater hatte er damit sehr großen (heute allerdings nur schwer nachvollziehbaren) Erfolg, bevor insbesondere aus dem George-Kreis Kritik laut wurde. Interessant ist, dass einer der heftigsten Wilamowitz-Geg-

26 Vgl. Poltermann (1987).

27 Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 85.

28 Das bekannteste Beispiel ist Friedrich Schleiermachers Akademierede. Dort heißt es an einer Stelle: „Wir können uns in einem gewissen Sinne denken, wie Tacitus würde geredet haben, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, das heißt, genauer genommen, wie ein Deutscher reden würde, der unserer Sprache das wäre, was Tacitus der seinigen; und wohl dem, der es sich so lebendig denkt, daß er ihn wirklich kann reden lassen!“ An anderer Stelle jedoch erklärt Schleiermacher dieses Prinzip für letztlich nicht einlösbar: „Ja was will man einwenden, wenn ein Uebersetzer dem Leser sagt, Hier bringe ich dir das Buch, wie der Mann es würde geschrieben haben, wenn er es deutsch geschrieben hätte; und der Leser ihm antwortet, Ich bin dir ebenso verbunden, als ob du mir des Mannes Bild gebracht hättest, wie er aussehen würde, wenn seine Mutter ihn mit einem andern Vater erzeugt hätte.“ Schleiermacher, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), 84 resp. 89.

29 Wilamowitz, *Was ist übersetzen?* (1913), 7.

ner, Rudolf Borchardt, für seine eigenen Übersetzungen ebenfalls eine historisierende, wenn auch ganz anderen Prinzipien und Absichten verpflichtete Sprache prägte.

Die Beispiele Lange und Wilamowitz führen unterschiedliche Möglichkeiten historisierender Übersetzungssprache vor Augen. Größere Wirksamkeit und Verbreitung als diese archaisierenden bzw. historisierenden Strategien fand indessen ein anderes Verfahren: die mimetische Nachformung von Sprache und Vers, die Johann Heinrich Voss für seine Homer-Übersetzung (1793) prägte. „Es ist Methode in seiner Undeutschheit“³⁰, schrieb August Wilhelm Schlegel in seiner Rezension, und tatsächlich schuf Voss mit seiner Nachformung von Wort, Satz und Metrum eine radikal neue Übersetzersprache, der bei Solger, Schleiermacher und Humboldt bald auch eine Theoriediskussion folgte und die zum Paradigma klassizistischer Übersetzung „im Versmaß der Urschrift“ wurde.

Eben diese klassizistische Übersetzungssprache war es, die seit dem Vormärz immer stärker auf Ablehnung stieß. Anstelle des „photographischen Abbilds“ sollte die absichtsvolle „Nostrifizierung“³¹ treten, wie Franz Dingelstedt es nannte, also die Überführung ausgangssprachlicher in zeitgenössische zielsprachliche Formen. Dass auch diese Übersetzungsstrategien durch Reflexion über die Konditionen des Übersetzens begleitet wurden (z. B. bei Ludwig Seeger oder Adolf Wilbrandt), wurde von der Forschung bisher vergleichsweise wenig zur Kenntnis genommen. Die konsequent auf Wirksamkeit ausgerichtete Übersetzungsästhetik zielte dabei auf eine auch national- und kulturpolitisch begründete Eingliederung fremder Autoren in die deutsche Literatur, wie besonders am Beispiel Shakespeare deutlich wird, und führte bisweilen bis zu Tendenzen, das Äquivalenzgebot zugunsten frei transformierender Adaption ganz aufzugeben: „Denn nur was wirkt, ist lebendig, und nur was lebendig ist, ist treu.“³²

Die Frage nach der Möglichkeit formaler Äquivalenz in Übersetzungen stellt also eine Leitfrage moderner Übersetzungstheorie dar. Sie führt zu einer Reflexion über das Verhältnis der Formensysteme unterschiedlicher Sprachen und Literaturen zueinander und macht damit sowohl die je zugrunde liegende Auffassung von Antike als auch die Auffassung der eigenen Sprache und Literatur sichtbar.

Katja Lubitz untersucht in ihrem Beitrag das für diesen Zusammenhang besonders markante Übersetzungskonzept Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs und seine eklektizistische Formensprache. *Gesa Horstmanns* Aufsatz – ein Exkurs zur Übersetzung nicht-antiker Literatur – stellt Friedrich Bodenstedts Übersetzung der Sonette Shakespeares vor, die als exemplarisch für das nostrifizierende Übersetzungsprinzip des Münchner Dichterkreises gelten kann und somit auch Rückschlüsse auf die von der Forschung bisher vernachlässigten Übersetzungen antiker Autoren aus diesem Kreis ermöglicht.

30 A. W. Schlegel, *Allgemeine Literatur-Zeitung* (1796), Sp. 506.

31 Dingelstedt, *Studien und Copien nach Shakespeare* (1858), 5.

32 Wilbrandt, *Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides' Satyrspiel* (1866), XVI.

Übersetzen als schöpferischer Prozess

Jeder Übersetzungsvorgang ist insofern als schöpferischer Prozess anzusehen, als durch ihn ein neues, singuläres, nicht reproduzierbares Sprachgebilde geschaffen wird, das sowohl die Zielsprache wie auch den Blick auf das Original beeinflusst. Jeder Übersetzer ist gefordert, nach individuellen Lösungen für die grundsätzliche Problematik der Irrationalität der Sprachen im Allgemeinen, der Inkommensurabilität von Sprachkunstwerken im Besonderen zu suchen. Dabei erscheinen die Möglichkeiten der übersetzerischen Realisierung zunächst nahezu unbegrenzt: Der Übersetzer kann die Normen der Zielsprache genau befolgen, an einigen Stellen von ihnen abweichen oder ihre Grenzen ausloten; er kann versuchen, die formalen und syntaktischen Strukturen des Ausgangstextes detailgetreu nachzubilden, sie durch andere Strukturen zu ersetzen oder den Inhalt rein paraphrasierend wiederzugeben; er kann sich auf eher konventionelle, bereits vorgeprägte Wort- und Formbestände der Zielsprache beschränken, spezifische Ausdrucksmittel oder Terminologien des Ausgangstextes sprachschöpferisch nachahmen oder eine eigenständige künstlerische Interpretation des Originals vorlegen. Die Übergänge zwischen den einzelnen Stufen sind dabei jeweils fließend.

Das „Übersetzen als schöpferischer Prozess“ soll hier jedoch in erster Linie unter dem Aspekt einer intensiven dichterisch-kreativen Auseinandersetzung mit antiker Literatur verstanden werden, wie sie u. a. bei Friedrich Hölderlin oder Rudolf Borchardt sichtbar wird, deren eigenes dichterisches Schaffen nur in engster Wechselwirkung mit dem Übertragen antiker Dichtung gedacht werden kann. Beide Dichter verbindet im Besonderen, dass sie – der eine an der Wende zum 19., der andere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – die komplexen lyrischen Dichtungen Pindars zum Gegenstand ihrer übersetzerischen Auseinandersetzung mit der Antike gewählt haben. Anders als die übersetzenden Fachgelehrten wie Friedrich August Wolf, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schleiermacher, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff oder Wolfgang Schadewaldt nähern sie sich den antiken Originalen nicht in erster Linie aus philologischem, sprachphilosophischem oder pädagogischem Interesse, sondern tragen vielmehr ihr eigenes dichterisches, künstlerisches, an der Muttersprache entwickeltes Stil-, Sprach- und Formenkonzept an das antike Werk und den antiken Autor heran, um gleichzeitig in der Begegnung mit dem Anderen ihre sprachlich-formalen Möglichkeiten zu erproben und zu erweitern. Ihr Ziel ist die umfassende sprachliche und künstlerische Durchdringung der eigenen Dichtersprache mit derjenigen des antiken Autors. Hier wird das Novalis-Diktum, der Übersetzer müsse „Dichter des Dichters seyn und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können“³³, im eigentlichsten Sinne verwirklicht. Die unterschiedlichen Realisierungen dieser Forderung, Hölderlins wörtliche, geradezu mechanische Nachkonstruktion der Pindarischen Oden oder Borchardts Programm der „schöpferischen Restauration“, das einerseits darauf zielt, antike und spätmittelalterliche Texte von den überlieferungsbedingten Spuren ihrer

33 Novalis, *Blüthenstaub*-Fragment Nr. 68 (1798), 439 f.

Zerstörung zu heilen, und andererseits die wieder zum Vorschein gebrachten Formen in neue, unvorbelastete Ausdrucksformen des Deutschen zu überführen,³⁴ weisen dabei durchaus Gemeinsamkeiten auf. Beide Dichter überschreiten in ihren Übersetzungen bewusst die gängigen Sprachnormen des Deutschen und verarbeiten die neugewonnenen Formelemente auch in ihrer eigenen muttersprachlichen Dichtung. Zugleich zerstören, hinterfragen, ergänzen und ersetzen sie bereits bestehende Rezeptionsgewohnheiten durch Einbringen neuer, subjektiver Sichtweisen auf Text und Autor.

Die Subjektivität als Grundhaltung dichterischen Schaffens findet demnach ihr übersetzerisches Pendant in der besonderen Hervorhebung des eigenen dichterischen und künstlerischen Blickes auf das antike Werk. Der übersetzende Dichter nimmt in der Regel wenig Rücksicht auf die Erwartungshaltung eines potentiellen Leserkreises und schließt sich eher selten bereits etablierten normativen Übersetzungsrichtungen an („im Versmaß des Urtextes“, „im modernen Gewande“ u. ä.). Seine Übersetzung ist vielmehr Zeugnis der individuellen Aneignung und der produktiven Auseinandersetzung mit dem Original. Er sucht nach gültigen Übertragungsmodi, mit denen er die für ihn interessanten oder bedeutsamen Aspekte des Originals, die sich nicht auf Inhaltliches oder Sprachlich-Formales beschränken müssen, in seiner eigenen Dichter- und Formensprache darstellen kann. In diesem Sinne formuliert etwa Rudolf Borchardt seine Definition der „schöpferischen Übertragung“:

Die schöpferische Übertragung gestaltet genau wie das schöpferische Gedicht ein Ausdruck forderndes Bild der Phantasie, und man kann, wie im gemeinsten Sinne nur, was man versteht, im höheren nur übersetzen, was man so zwingend sieht, dass der Eindruck nach allen Seiten in Gestalt ausbricht.³⁵

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwieweit das zugrunde liegende Original in einer Übertragung überhaupt noch als solches erkennbar bleibt bzw. wo die schöpferische Übersetzung aufhört und die freie Bearbeitung anfängt. Sehr deutlich wird dieses Problem am Beispiel der *Alkestis*-Übertragung Hugo von Hofmannsthal,³⁶ die sich zwar im Hinblick auf Stoff, Personal und Szenenabfolge an die Tragödie des Euripides hält, aber durch Kürzungen, durch Aufgabe des Originalmetrums, durch eine nur partiell am originalen Wortlaut orientierte, größtenteils eher resümierende Wiedergabe der Sprechszenen sowie durch Verwendung einer ganz eigenen lyrischen Sprache eine völlig neue Akzentsetzung im Vergleich zum Ausgangstext erfährt.

34 So „rekonstruiert“ Borchardt in der Auseinandersetzung mit der Sprache Dantes für seine Übertragung der *Divina Comedia* unter Rückgriff auf das „archaische Element“ der Mundart – insbesondere auf das Alemannische – eine spätmittelalterliche, vorlutherische deutsche Literatursprache, die in dieser Form niemals existiert hat. Vgl. dazu Borchardt, *Epilogomena zu Dante II: Divina Comedia* (1930), 519 ff.

35 Borchardt, *Epilogomena zu Dante I: Einleitung in die Vita Nova* (1923), 396.

36 Hofmannsthal, *Alkestis. Ein Trauerspiel nach Euripides* (1909).

Wie lassen sich solche individuell-poetischen Motivationen auch auf einer theoretischen Ebene erfassen und darstellen? Mit welchen Begrifflichkeiten operieren Übersetzer selbst, wenn sie sich oder ihren Lesern Rechenschaft über bestimmte – eher psychologisch, künstlerisch oder emotional denn rational begründbare – Übersetzungsentscheidungen ablegen? Eine systematische Untersuchung der Fragestellung, in welcher Art und Weise die scheinbar irrationalen Aspekte des Übersetzens zu verschiedenen Zeiten in konkreten Übersetzungskonzepten behandelt und berücksichtigt wurden, dürfte zur theoretischen Fundierung dieser Problematik aufschlussreich sein.

Am Beispiel der *Altionischen Götterlieder* demonstriert *Ernst A. Schmidt*, wie Rudolf Borchardt sein Programm der „schöpferischen Restauration“ in seinen Übertragungen antiker Dichtung praktisch umgesetzt hat. Durch Detailbeobachtungen nähert sich *Thomas Poiss* den Pindar-Übertragungen von Friedrich Hölderlin und versucht Aufschluss darüber zu gewinnen, inwieweit Hölderlins spezifisches Übersetzungsverfahren den Blick auf das antike Original zu verändern und zu erneuern vermag. *Nina Mindt* untersucht Übersetzerreflexionen systematisch auf Aussagen zu subjektiven Kriterien wie Geschmack, Einfühlung und Inspiration, die bei der übersetzerischen Annäherung an poetische Kategorien eine wichtige Rolle spielen, für deren Beschreibung jedoch bislang noch keine ausreichende theoretische Grundlage existiert.

Die Herausgeber

Primärliteratur

- Aristoteles, *De interpretatione*, hg. v. L. Minio-Paluello, Oxford 1988 (= Aristoteles, *int.*).
- Borchardt, Rudolf, *Epilegomena zu Dante I: Einleitung in die Vita Nova* (1923), in: *GW Prosa II*, 389–471.
- Borchardt, Rudolf, *Pindarische Gedichte*. Übersetzt von Rudolf Borchardt (1929/1930), in: *GW Übertragungen*, 97–147 (Übersetzung); *Prosa II*, 131–234 (Nachwort: *Einleitung in das Verständnis der Pindarischen Poesie*).
- Borchardt, Rudolf, *Epilegomena zu Dante II: Divina Comedia. Konrad Burdach zum siebenzigsten Geburtstage* (1930), in: *GW Prosa II*, 472–531.
- Borchardt, Rudolf, *Gesammelte Werke in Einzelbänden*, hg. v. Marie Luise Borchardt/Ernst Zinn, 2. unveränd. Auflage, Stuttgart 1998 (= *GW*).
- Dingelstedt, Franz, *Studien und Copien nach Shakespeare*, Pesth u. a. 1858.

- Goethe, Johann Wolfgang von, *Zu brüderlichem Andenken Wielands* (1813), in: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe)*, hg. v. Karl Richter/Herbert G. Göpfert, Bd. 9, hg. v. Christoph Siegrist, München 1987, 945–965.
- Hofmannsthal, Hugo von, *Alkestis. Ein Trauerspiel nach Euripides* (1909), in: *Sämtliche Werke VII, Dramen 5*, hg. v. Klaus E. Bohnenkamp/Mathias Mayer, Frankfurt a. M. 1997, 7–42.
- Isidori Hispaniensis episcopi etymologiarum sive originum libri XX*, recogn. brevique annotatione critica instruxit Wallace Martin Lindsay, Oxford 1911 (= Isidor, *et.*).
- Lange, Friedrich, *Die Geschichten des Herodotos übersetzt von Friedrich Lange*, Bd. 1, Berlin 1811.
- Novalis, „Blüthenstaub“-Fragment Nr. 68 (1798), in: *Schriften*, Bd. 2: Das philosophische Werk I, hg. v. Richard Samuel/Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz, rev. v. Richard Samuel/Hans-Joachim Mähl, Stuttgart/Berlin/Köln ³1981, 439 f.
- Pudor, [Karl Heinrich?], „Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa. (Veranlaßt durch Lange’s Uebersetzung des Herodot. Berlin 1812 bis 1813).“, in: *Die Musen* (1814), 102–120 (Reprint: Nendeln 1971).
- Schlegel, August Wilhelm, Rez. zu Homers Werke, übersetzt von J. H. Voss, Altona 1793, in: *Allgemeine Literatur-Zeitung* (1796), Sp. 473–519.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, „Vorerinnerung“ (1804), in: *Über die Philosophie Platons*, hg. u. eingel. v. Peter M. Steiner, m. Beitr. v. Andreas Arndt u. Jörg Jantzen, Hamburg 1995.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, „Allgemeine Hermeneutik“ (1809/10), hg. v. Wolfgang Virmond, in: *Internationaler Schleiermacher Kongreß Berlin 1984*, Teilbd. 2, hg. v. Kurt-Victor Selge, Berlin/New York 1985, 1269–1310.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, „Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens“ (1813), in: *Kritische Gesamtausgabe*, 1. Abt., Bd. 11 (Akademievorträge), hg. v. Martin Rössler unter Mitw. v. Lars Emersleben, Berlin 2002, 67–93.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, „Hermeneutik und Kritik“ (1838), in: *Hermeneutik und Kritik*, hg. v. Manfred Frank, Frankfurt 1977.
- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, „Was ist übersetzen?“, in: *Reden und Vorträge*, 3. verm. Auflage, Berlin 1913, 1–29.
- Wilbrandt, Adolf, *Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides’ Satyrspiel. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt*, Nördlingen 1866.

Sekundärliteratur

- Barth, Karl, *Der Römerbrief (zweite Fassung)* (1922), 15. Auflage, Zürich 1989.
- Frank, Armin Paul/Kittel, Harald, „Der Transferansatz in der Übersetzungsfor- schung“, in: *Die literarische Übersetzung in Deutschland. Studien zu ihrer Kulturgeschichte in der Neuzeit*, hg. v. Armin Paul Frank/Horst Turk, Berlin 2004, 3–67.
- Levý, Jirí, *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung*, Frankfurt a. M. 1969.
- Nowak, Kurt, *Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung*, 2. Auflage, Göttingen 2002.

-
- Poltermann, Andreas, „Die Erfindung des Originals. Zur Geschichte der Übersetzungskonzeptionen in Deutschland im 18. Jahrhundert“, in: *Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte*, hg. v. Brigitte Schultze, Berlin 1987, 14–52.
- Strasburger, Hermann, „Nachwort“, in: Herodot, *Geschichten*, dt. von Friedrich Lange, hg. v. H. Strasburger, Frankfurt a. M./Hamburg 1961 (= Fischer Bibliothek der hundert Bücher).